

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **183 (2015)**

Heft 45

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchen- Zeitung

FORDERNDE SUBSIDIARITÄT

Vom Zweiten Vatikanischen Konzil bis zur gegenwärtigen Versammlung [d. h. der Bischofssynode 2015] haben wir allmählich immer deutlicher die Notwendigkeit und Schönheit des «gemeinsamen Vorgehens» erfahren – «Die Welt, in der wir leben und die in all ihrer Widersprüchlichkeit zu lieben und ihr zu dienen wir berufen sind, verlangt von der Kirche eine Steigerung ihres Zusammenwirkens in allen Bereichen ihrer Sendung. Genau dieser Weg der *Synodalität* ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet»: Kein Papst hat sich bis jetzt so deutlich geäußert, dass Kirche «*communio*» sein muss, wie Franziskus in seiner Ansprache vom 17. Oktober 2015 – zugänglich unter www.kirchenzeitung.ch – anlässlich der 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode. Deshalb will Franziskus auch die Synode aufwerten.

Aber er geht noch weiter: «Der *sensus fidei* (der Glaubenssinn) verbietet, starr zwischen der *Ecclesia docens* [der lehrenden Kirche] und *Ecclesia discens* [der lernenden Kirche] zu unterscheiden, weil auch die Herde einen eigenen «Spürsinn» besitzt, um neue Wege zu erkennen, die der Herr für die Kirche erschliesst.» Franziskus zitiert in der wichtigen Jubiläumsrede, die grösste Verbreitung verdient, auch den altkirchlichen Grundsatz «*Quod omnes tangit ab omnibus tractari debet* – Was alle angeht, muss von allen besprochen werden».

Franziskus macht wesentliche Aussagen auch zu seiner eigenen Aufgabe: Das Papstamt «*cum Petro et sub Petro*» bedeutet für ihn keine Begrenzung der Freiheit, sondern ist eine Garantie für die Einheit. Franziskus ist überzeugt, dass in einer synodalen Kirche auch die Primatsfrage besser

geklärt werden kann. Er betont dabei die Notwendigkeit und Dringlichkeit einer Neuausrichtung des Papsttums, auch aus ökumenischen Gründen.

«Die erste Ebene einer Praxis der Synodalität wird in den Teilkirchen verwirklicht.» Deren Organe sollen auf die Basis hören und dieser Basis verbunden bleiben. Die Bischofskonferenzen sollen als Zwischeninstanzen der Kollegialität gestärkt werden, um die Mentalität bischöflicher Kollegialität zu stärken – auch da sieht Franziskus eindeutig Nachholbedarf und betont «die Notwendigkeit, in einer heilsamen «Dezentralisierung» voranzuschreiten», denn es sei nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetze. Damit plädiert Franziskus für die Anwendung des gut katholischen Subsidiaritätsprinzips auch in der Ekklesiologie, also in einem Bereich, wo dieses Prinzip bisher in der Theorie und noch mehr in der Praxis ausgegrenzt wurde.

Die Rede bedeutet einen Paradigmenwechsel, mit deutlichen franziskanischen Worten, wie das vorher noch kein Papst so formuliert hat. Dieser Wechsel fordert nicht nur die Bischöfe heraus, sondern alle Seelsorgenden, ja alle Gläubigen. Alle sind zum Hinhören und Ernstnehmen der anderen Person aufgefordert, aber auch zum Mut, selber zu urteilen und zu handeln. Kirchliches Leben wird zukünftig also anspruchsvoller und herausfordernder, denn nun gilt es, noch mehr Eigenverantwortung zu übernehmen. Das ist keineswegs leicht. Und ob alle Synodenväter am 17. Oktober bei der Rede von Franziskus gut zugehört haben oder überhaupt gut zuhören wollten, ist keineswegs sicher. Denn Verantwortung zu tragen ist auch für Bischöfe anstrengend.

Urban Fink-Wagner

565
SUBSIDIARITÄT

566
«NOSTRA
AETATE» (I)

569
DIEGO LAÍNEZ

571
KATH.CH
7 TAGE

575
KIRCHE IM
NAHEN OSTEN

577
BÜCHER

579
AMTLICHER
TEIL

TAG DES JUDENTUMS – WIE «NOSTRA AETATE» GEGENWART WIRD (I)

Zum 50-Jahr-Jubiläum der Verabschiedung von «Nostra aetate»

Nostra aetate» beginnt mit den Worten: «In unserer Zeit, da sich das Menschengeschlecht von Tag zu Tag enger zusammenschliesst und die Beziehungen unter den verschiedenen Völkern sich mehren ...» In dieser Zeit sind auch der Kirche ein Stück weit die Augen aufgegangen. Sie hat erkannt, dass sie als Volk Gottes mit dem jüdischen Volk verbunden ist. Die Shoah hat wachgerüttelt und die unsägliche Verzahnung in der Geschichte bewusst gemacht. So ist die Kirche in sich gegangen, wie es in Artikel 4 von «Nostra aetate» heisst, wo über das Judentum gesprochen wird: «Bei ihrer Besinnung auf das Geheimnis der Kirche gedenkt die Heilige Synode des Bundes, wodurch das Volk des Neuen Bundes mit dem Stamme Abrahams geistlich verbunden ist.» Auch theologisch sind das Volk des alten und das des neuen Bundes aneinandergekettet.

Die Kirche bedenkt ihre eigene Identität und stösst dabei auf den Anderen in ihr selbst. Ein Blick in die Geschichte legt nahe, das Judentum als den verdrängten Anderen des Christentums zu deuten. Das Konzil aber eröffnet einen Weg der Umkehr. In einem Akt der Selbstbesinnung und der Entdeckung des Judentums als konstitutive Angrenzung findet die Kirche zu einer neuen Haltung gegenüber dem Anderen schlechthin. So entstand nicht nur eine Erklärung zum Judentum, wie dies zunächst beabsichtigt war, sondern eine Absichtserklärung, die alle religiösen Traditionen betrifft: «Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen.» Es war ein dramatischer Prozess, der zu «Nostra aetate» führte.¹

Die Arbeit am jüdisch-christlichen Verhältnis brachte Frucht auch für die Beziehung zu anderen Religionen. Das Dokument stellt eine Selbstverpflichtung dar, einen Nullpunkt, hinter den es kein Zurück gibt. Es ist aber erst ein Anfang und fordert Umsetzung. Die skizzierte Haltung will konkret werden in der Beziehung zu allen Religionen.

Dies gilt auch für das einmalige Band, das die Kirche mit dem Judentum verbindet. Denn so wie 1945 zwar der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, die antisemitische Haltung jedoch fortbestand, so hat das Konzil zwar eine neue Verhältnisbestimmung zum Judentum vorgenommen, aber der katholische Antijudaismus war damit noch lange nicht überwunden. Eine neue Theologie des Judentums musste und muss von der Kirche erst noch ausgearbeitet werden.

Von bleibender Aktualität: Die Beziehung zum Judentum vertiefen

Folgerichtig ist 1985, zwanzig Jahre nach dem Konzil, vom Vatikan ein Dokument veröffentlicht worden mit dem Titel: «Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche.»² Anweisungen für Religionsunterricht und Gottesdienst werden darin gegeben, Überlegungen zum Verhältnis von Altem und Neuem Testament angestellt, und die jüdischen Strukturen im Neuen Testament werden hervorgehoben. Auch der Begriff «die Juden» im Johannesevangelium und in den Passionserzählungen wird erörtert. Schliesslich ist ein Abschnitt der weiteren Geschichte von Christentum und Judentum gewidmet, denn beide sind bis heute lebendige Glaubensstraditionen. In Predigt und Katechese der Kirche ist in den letzten fünfzig Jahren viel erreicht worden. Die Erneuerung des Verhältnisses der Kirche zum Judentum hatte Johannes Paul II. in seinem langen Pontifikat zur Chefsache erklärt und daher wirksame Zeichen gesetzt und Entscheidungen getroffen. Explizit antijudaistische Aussagen sind im Mainstream-Katholizismus in unseren Breitengraden selten geworden. Dennoch: Es bleibt schwierig, die kirchliche Identität nicht auf Kosten und nicht vor der Negativfolie des Judentums zu formulieren. Der konstitutiv messianische Charakter des Christentums, die theologische Figur von prophetischer Verheissung und Erfüllung sowie die universalisierende und erfolgreiche Ausbreitungsgeschichte der Kirche verleiten dazu, das Christentum bis heute im Gestus der Überbietung zu lesen. Drei Beispiele mögen dies belegen: 1. Das Schweizer Hochgebet «Gott führt die Kirche» formuliert: «Einst hast du Israel durch die weglose Wüste geführt. Heute begleitest du die Kirche in der Kraft deines Geistes.» Dies kann leicht im Sinne der Substitutionslehre verstanden werden, dass das Judentum heute nicht mehr von Gott geführt wird, sondern allein die Kirche. Müsste es nicht heissen: «Einst hast du Israel durch die weglose Wüste geführt. Heute begleitest du Synagoge und Kirche in der Kraft deines Geistes?»³ 2. Im vierten Hochgebet wiederum heisst es, dass Gott den Menschen nach dem Sündenfall immer wieder den Bund angeboten habe. Dass dieser Bund konkret mit dem Volk Israel geschlossen wurde und das Judentum sich damit im Akt des Glaubens verpflichtet hat, wird in diesem heilsgeschichtlichen Duktus einfach unterschlagen.

P. Dr. Christian Rutishauser
SJ ist Provinzial der
Schweizer Jesuiten.

¹ Zur Geschichte von «Nostra aetate» siehe: Roman A. Siebenrock: Vorläufige Überlegungen auf dem Weg zu einem erneuerten Verständnis der Konzils-erklärung «Nostra Aetate», in: Günther Wassilowsky (Hrsg.): Zweites Vatikanum – vergessene Anstösse, gegenwärtige Fortschreibungen. Freiburg-Basel-Wien 2004; Josef Sinkovits / Ulrich Winkler (Hrsg.): Weltkirche und Weltreligionen. Die Brisanz des Zweiten Vatikanischen Konzils 40 Jahre nach Nostra Aetate. Innsbruck-Wien 2007, 97–159; Andreas Renz: Die katholische Kirche und der interreligiöse Dialog. 50 Jahre «Nostra aetate». Vorgeschichte, Kommentar, Rezeption. Stuttgart 2014.

² Der Text wurde ein Jahr später auf Deutsch mit einer ausführlichen Einleitung und Analyse von Hans Hermann Henrich von der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlicht: Arbeitshilfen 44.

Ganz allgemein wird davon gesprochen, dass Gott den Menschen den Bund anbot. Das Unterschlagen müsste durch Konkretisierung expliziert werden. 3. Der traditionsgeschwängerte Text des «Tantum ergo», der in der eucharistischen Verehrung gesungen wird, ist im Kirchengesangbuch bis heute folgendermassen übersetzt: «Lasst uns tief gebeugt verehren, ein so grosses Sakrament. Dieser Bund wird ewig währen und der alte hat ein End.»³ Diese Aussage steht gegen eine Theologie vom «ungekündigten Bund», die im Zentrum des neuen Verhältnisses von Kirche und Synagoge steht.

Linear-historisches, evolutives und fortschrittsorientiertes Denken führt im christlichen Glauben fast immer zu einer implizit negativen Haltung gegenüber dem Judentum. Im Alltag wird bis heute in Predigt und Katechese weder eine positive noch konstitutive Beziehung zum Judentum formuliert. Doch genau darum geht es: Nicht nur die Lehre der Verachtung ist zu überwinden, wie einst Jules Isaak forderte, sondern es gilt zu verstehen, dass Kirchesein ohne eine bewusste Verhältnisbestimmung zur Synagoge deformiert bleibt. Ich rede nicht einem philosemitischen Duktus das Wort. Ein solcher verrät nur, dass die Lehre der Verachtung im Unterbewusstsein noch wirkt. Es geht vielmehr darum, für das Christsein ein positives Verhältnis zum Judentum immer mitzudenken, denn die biblische Grundlage des christlichen Glaubens ist mit Altem und Neuem Testament zweifach gegliedert.

Zudem sind die Evangelien voll von innerjüdischen Auseinandersetzungen, und bei Paulus finden wir eine Polemik und Dialektik in Bezug auf das Judentum, die aus dem Kampf um das Heidenchristentum hervorgeht.⁴ Angesichts der Heiligen Schrift hat sich der Christ um eine reflektierte und positive Haltung gegenüber dem Judentum zu bemühen. Sonst läuft er Gefahr, antijudaistisch zu bleiben und bei der Selbstvergewisserung seines Glaubens Kollateralschäden zu produzieren, die auf das Judentum zurückfallen. Dieser Gefahr ist selbst Papst Benedikt in den Jahren 2007 bis 2009 nicht ganz erfolgreich ausgewichen, als er im Bemühen um die Reintegration der Piusbrüder über die Karfreitagsfürbitte für die Juden im ausserordentlichen tridentinischen Ritus gestolpert ist.⁵

Dies ist nicht unser Thema, zeigt aber, wie notwendig es ist, die von «Nostra aetate» angestrebte Haltung der Kirche gegenüber dem Judentum grundlegend zu revidieren und auf eine geschwisterliche Basis zu stellen. «In unserer Zeit» des 21. Jahrhunderts, also gut fünfzig Jahre nach dem Konzil, soll die Institution «Tag des Judentums» dazu beitragen. Die Schweizer Bischofskonferenz hat ihn im Jahre 2011 eingeführt. Er wurde inzwischen bereits vier Mal begangen, wartet aber darauf, sich noch weiter zu entfalten.

«Dies judaicus» abgelehnt

Doch gehen wir zunächst der Vorgeschichte nach. 1990 wurde die Jüdisch/Römisch-katholische Gesprächskommission (JRGK) der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) gegründet. Sie legte zwei Jahre später ein Dokument zum 500-Jahrgedenken an die Vertreibung der Juden aus Spanien durch die katholischen Könige Ferdinand und Isabella vor. Das Dokument, das an die Ereignisse von 1492 erinnert, ist nicht einfach historisch ausgerichtet, sondern zielt auf die Gegenwart und trägt den Titel: «Antisemitismus – Sünde gegen Gott und die Menschlichkeit». Es wurde über die Landesgrenzen hinaus rezipiert. Noch im selben Jahr 1992 begann sich die Kommission mit einem neuen Projekt zu beschäftigen: dem «Dies judaicus». Es sollte ein Sonntag des Judentums eingeführt werden, der in der Schweiz von der reformierten wie der katholischen Kirche begangen würde. Angeregt durch ähnliche jüdisch/katholische Projekte im Ausland suchte damals Professor Clemens Thoma, Vorsitzender der JRGK, auch den Kontakt zur JEGK, der Jüdisch/Evangelischen Gesprächskommission. In einem vier Jahre währenden Prozess der ökumenischen Zusammenarbeit, die nicht ohne Konflikte verlief, konkretisierte sich ein Sonntag des Judentums. Von jüdischer Seite wurde er sehr begrüsst. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug jedoch im Dezember 1996 der offizielle Entscheid der Bischofskonferenz ein: Sie lehnte einen Sonntag des Judentums ab. Professor Clemens Thoma schrieb daraufhin bitter enttäuscht an die Mitglieder der JRGK: «Sie haben gehört, dass die katholische Bischofskonferenz am 3. Dezember bei ihrer Sitzung den «Dies judaicus», in der von uns vorgeschlagenen Form, abgelehnt hat. Die thematischen Sonntage hätten sich nicht bewährt, so die Argumentation, und man müsse daher nach neuen Möglichkeiten der christlich-jüdischen Zusammenarbeit suchen. Die Bischofskonferenz war sich bewusst, dass sie unserer vierjährigen Arbeit damit einen ziemlichen Schlag versetzt hat.»⁶ Und dem Sekretär der Schweizer Bischofskonferenz, Dr. Roland Trauffer, schrieb Thoma in jenen Tagen: «Ich möchte es Dr. Rolf Bloch [Präsident des SIG] nicht sagen, dass und weshalb die Bischofskonferenz den «Dies» nicht haben will. Ich bitte Dich, es ihm selber zu schreiben; so ist es offiziell. Dann wird die Verbitterung und Enttäuschung auf jüdischer Seite vielleicht nicht so gross sein.»⁷ Das Stich- und Reizwort «Themensonntag» hatte also den Tag des Judentums torpediert. Die Schweizer Bischofskonferenz nahm ihn nur als Überlagerung des Sonntags durch ein Thema wahr. Es gebe in allen Gottesdiensten und in vielen katechetischen Zusammenhängen Gelegenheiten genug, auf das Judentum hinzuweisen, wurde in diesem Kontext geäussert. Es brauche keinen Sonntag des Judentums.


 V A T I K A N U M II

³ Katholisches Gesangbuch der deutschsprachigen Schweiz, Nr. 220.

⁴ Sung-Hee Lee-Linke: Paulus der Jude. Seine Stellung im jüdisch-christlichen Dialog heute. Frankfurt a. M. 2005.

⁵ Walter Homolka / Erich Zenger: «... damit sie Jesus Christus erkennen.» Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden. Freiburg-Basel-Wien 2008.

⁶ Brief vom 16. Dezember 1996.

⁷ Brief vom 10. Dezember 1996.

Dass es um einen bewussteren Vollzug des Glaubens und der Sonntagsliturgie gehen könnte, scheint bei den Entscheidungsträgern nicht angekommen zu sein. Im Februar 1997, also gut zwei Monate nach der Ablehnung, kam es zu einer Aussprache der JRGK mit Bischof Ivo Führer von St. Gallen. Er war für die Gesprächskommission zuständig und einem Sonntag des Judentums durchaus wohlgesinnt. Es wurde nach weiteren Wegen gesucht, den Tag des Judentums nochmals vorzubringen. Doch er war zunächst vom Tisch. Ergänzend muss noch gesagt werden: In gewissen Gemeinden der reformierten Kirche wird seit jener Zeit ein Israel-Sonntag begangen, ähnlich, wie dies auch in den reformierten Kirchen der Niederlande und in Baden-Württemberg bis heute der Fall ist.

Der 17. Januar

Die Schweizer Initiative für einen Sonntag des Judentums muss in Zusammenhang mit dem Tag des Judentums gesehen werden, der in Italien entstanden ist. Bereits 1989 hatte sich die Italienische Bischofskonferenz für eine «Giornata per l'approfondimento e lo sviluppo del dialogo tra cattolici ed ebrei» – so die offizielle Bezeichnung – ausgesprochen. Durch religiöse oder kulturelle Veranstaltungen zum gemeinsamen Lernen solle den Christen die jüdische Welt nahegebracht und so Wertschätzung, Kenntnisse und Geschwisterlichkeit gefördert werden. Am 17. Januar 1990 wurde die erste «Giornata» durchgeführt. Der 17. Januar ist der Eröffnungstag der alljährlich begangenen Gebetswoche für die Einheit der Christen. Mit der Wahl des Datums wird dreierlei ausgesagt:

1. Die Beziehung zum Judentum geht alle Kirchen an.
2. Das «Schisma» zwischen Juden und Christen geht gleichsam allen innerchristlichen Spaltungen voraus.
3. Die Beziehung zum Judentum kann und soll für die christliche Ökumene fruchtbar gemacht werden.

Das Datum stellt also eine Einladung an alle Kirchen dar, den Tag des Judentums einzuführen und gemeinsam zu begehen. Die italienische Bischofskonferenz hat seither jedes Jahr zur «Giornata» einige Grussbotschaften verfasst. 2001 übernahm in Italien sogar die nationale Rabbinerkonferenz zusammen mit der Bischofskonferenz die Schirmherrschaft für den Tag des Judentums.

So konnte er sich als Tag des Dialogs etablieren. Inhaltlich wurde 2005 festgelegt, dass in den folgenden zehn Jahren jeweils eines der Zehn Gebote Leitthema der «Giornata» sein solle. Ohne Störung konnte der Plan allerdings nicht durchgehalten werden, sodass am 17. Januar 2015 nicht das zehnte, sondern erst das achte Gebot Thema war. Die Verzögerung ist dadurch entstanden, dass die italienische Rabbinerkonferenz sich 2009 aus Protest gegen Papst Benedikts Neuformulierung der Karfreitagsfürbitte im ausserordentlichen tridentinischen Ritus

aus der Trägerschaft zurückzog und erst zwei Jahre später in diese zurückkehrte.

Die Idee eines Tages des Judentums wurde 1997 von der interreligiösen Gruppe «Teschuva» aus Mailand zur zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung nach Graz gebracht. So begann sich der Tag zur selben Zeit, als die Schweizer Bischofskonferenz einen «Dies judaicus» ablehnte, in verschiedenen Ländern zu institutionalisieren. In Polen ab 1997, in Holland ab 1999, ab 2001 auch in Österreich. Träger sind je die Bischofskonferenzen, zuweilen in Zusammenarbeit mit jüdischen Organisationen.

Der «Dies judaicus» entwickelte sich unterschiedlich: In Polen sind in den letzten Jahren in verschiedenen Diözesen zahlreiche jüdisch-christliche Veranstaltungen während der ganzen Woche nach dem 17. Januar abgehalten worden, wobei die Kirche nur ein Veranstalter unter anderen geworden ist.

In Österreich wiederum war der Tag des Judentums lange vornehmlich ein innerchristlicher und ökumenischer Tag. Es wurden Wortgottesdienste gefeiert oder Vorträge gehalten, um sich den jüdischen Wurzeln christlicher Existenz zuzuwenden. Erst in letzter Zeit ist er stärker zu einem jüdisch-christlichen Tag geworden.

In den Niederlanden wählt die Kommission der Bischofskonferenz für den 17. Januar ein Thema, 2009 zum Beispiel die gemeinsame Bibel von Juden und Christen oder 2010 die Liturgie als Heiligung der Zeit in beiden Glaubensgemeinschaften. Der Tag hat sich also in drei Richtungen entwickelt: Einerseits zu einem Tag des Dialogs zwischen Juden und Katholiken, mit einer gewissen Beteiligung von evangelischen Kirchen. Andererseits zu einem Tag der Katholiken, die sich ihrer Beziehung zum Judentum bewusst werden wollen. Und schliesslich zu einem Dialogtag, dem sich säkulare Veranstalter anschliessen und jüdische Kultur vermitteln.

Der Vatikan ergreift die Initiative

Nach den Gedenkveranstaltungen von 2005 zum 40. Jahrestag von «Nostra aetate» wurde die Bitte, einen Tag des Judentums in der gesamten römisch-katholischen Kirche einzuführen, von jüdischen Organisationen an den Vatikan herangetragen. Dies veranlasste Papst Benedikt, Kardinal Walter Kasper, der damals das Sekretariat für die Einheit der Christen und die Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum leitete, 2006 eine Umfrage bei allen Bischofskonferenzen machen zu lassen. Sie sollten eine Bestandaufnahme zum Tag des Judentums in ihrem Land abliefern und die Frage beantworten, ob ein solcher Tag vom Vatikan für die Gesamtkirche verordnet werden solle oder ob die Bischofskonferenzen je autonom zu entscheiden hätten.

Christian Rutishauser

BRISANTE BIOGRAFIE

Den zweiten Jesuitengeneral aus dem Schatten geholt

Der Gründer und erste Generaloberer der Gesellschaft Jesu, Ignatius von Loyola, ist allbekannt, recht gut auch der dritte Generaloberer, Francisco de Borja, aber der zweite, Diego Laínez (1512–1565), ist bisher ausserhalb des Ordens nur partiell aus dem Schatten der Geschichtsschreibung getreten. Dabei zeigt schon der Untertitel des hier anzuzeigenden Buches,¹ was hinter dieser Persönlichkeit steckt: Er ist jüdischer Abkunft, war ein enger Vertrauter des Ordensgründers und ein herausragender Theologe am Konzil von Trient. Gleich sei vorweggenommen, dass das Buch zwar einen englischen Titel hat, aber 31 Beiträge in den fünf Sprachen der Buchreihe aufweist (Deutsch neun, Spanisch acht, Italienisch sieben, Englisch fünf, Französisch zwei), wobei jeder Beitrag durch eine Zusammenfassung in zwei bis drei Sprachen zugänglich ist. Wer von den Umständen (oder der Vorsehung) in einer aufgewählten Zeit an leitende Stelle in der Kirche gerät, hat es gleich mit der ganzen Welt zu tun. Das war bei Diego Laínez der Fall, und zwar zunächst in den drei Bereichen, die schon angetönt wurden.

Juden und Muslime in Spanien

Von 711 bis 1492 war der Islam «eine politisch, religiös, sozial und kulturell bestimmende Macht in diesem Teil Europas».² Muslimische Araber und Berber waren ins Reich der Westgoten eingebrochen und hatten gesiegt. Die nachfolgende «maurische Epoche ist ein Teil der europäischen Geschichte». Aber sie ist nicht das multikulturelle Paradies, das man gerne der späteren katholischen Unterdrückung gegenüberstellt, obwohl für beide Strömungen starke Zeugnisse vorliegen. Die relative kulturelle Freiheit zog auch Juden an, sodass um 1400, da Spanien etwa neun Millionen Einwohner zählte, etwa je eine halbe Million Juden und Muslime dort wohnten. Diese wurden mit staatlicher Gewalt vor die Alternative Auswanderung oder Konversion gestellt, was den Übertritt oft nicht als gläubige «Bekehrung» erscheinen liess. Als die «Neuchristen» wirtschaftlich und bildungsmässig bedrohlich wurden, erhob sich ein weitverbreiteter «Antisemitismus» (gegen Juden und Muslime), organisatorisch unterstützt von der Inquisition, die allem Verdächtigen nachspürte. Schliesslich musste man, um Karriere zu machen, einen Nachweis der Rassenreinheit vorlegen, so nach einem Statut von 1547, das bis 1833 in Kraft war. Sogar der Jesuitenorden liess sich in den Sog mitreissen und bestimmte an der fünften Generalkongregation von 1593, dass nur noch Neuchristen, deren Vorfahren fünf Generationen früher sich bekehrt hatten, in den

Orden aufgenommen werden konnten – nach dieser Vorschrift hätte Laínez gar nicht eintreten können, denn erst sein Urgrossvater war übergetreten. Die jüdische Abkunft des zweiten Jesuitengenerals wurde durch alle Jahrhunderte tunlichst verschwiegen. Laínez selber aber wird gegen Ende seiner Amtszeit im Zusammenhang mit der chinesischen Mission des Ordens unterstreichen, dass Jesus Christus für alle Menschen gestorben sei und man anderen Religionen gegenüber Respekt bezeugen müsse.

Der enge Vertraute des Ignatius

Diego Laínez wechselte nach Studien in Alcalá nach Paris über, wo er Ignatius von Loyola kennen lernte, bei dem er die Grossen Exerzitien machte und dem er sich mit weiteren Gefährten anschloss. Am 15. August 1534 legten sie auf dem Montmartre die Gelübde ab, 1540 wurde die wachsende «Gesellschaft Jesu» päpstlich anerkannt. Von einer zunächst eher kollegial bzw. synodal geprägten Gruppe wurden sie zu einem pyramidal von Rom aus geleiteten Orden. Ignatius, der von Anfang an global dachte – aber auch vom Weltreich Spanien geprägt war, das er in seinem inneren Funktionieren kennen gelernt hatte –, erkannte, dass der Vielfalt der Religionen und den sich spaltenden Christenheiten gegenüber am besten eine zentral geführte Truppe im Gehorsam gegenüber dem Papst standhalten konnte. Laínez stand ihm immer sehr nahe und übernahm seine Grundintentionen getreu, sodass er nach dem Tod des Ignatius 1556 zunächst für zwei Jahre Generalvikar und dann ab 1558 Generaloberer wurde; als er den Orden übernahm, zählte er etwa 1000 Mitglieder, nach dem Tod von Laínez sieben Jahre später etwa 3500.

Auf dem Konzil von Trient

Als angesichts des wachsenden Protestantismus die Kirche einsah, dass auch für sie eine Reform fällig war, fiel die Idee eines Konzils, das dann auf 1545 nach Trient einberufen wurde, einer eigentlich wegen der mangelnden Infrastruktur ungeeigneten Stadt, aber innerhalb des Reiches von Kaiser Karl V. gelegen und nur drei Reisetage für einen Eilboten von Rom entfernt. In der ersten Sitzungsperiode nahmen etwa 100 Bischöfe und 100 Theologen teil, an der letzten über 200 in bischöflichem Rang stehende Prälaten usw. Ignatius hielt von solcherlei Verhandlungen wenig, aber liess Laínez als Theologen ziehen (in der zweiten Sitzungsperiode als päpstlicher Theologe), in der dritten Sitzungsperiode war er als Ordensoberer Teilnehmer. Seine Voten, theologisch gut fundiert und rhetorisch

DIEGO
LAÍNEZ

Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

¹ Paul Oberholzer S.J. (ed.): Diego Lainez. Jesuit with Jewish Roots, Close Confidant of Loyola, Preeminent Theologian of the Council of Trent [= Bibliotheca Institutii Historici S.J. vol. 76]. (Institutum Historicum Societatis Jesu) Roma 2015, XX+1074 S., ill.

² Georg Bossong: Al-Andalus, goldener Traum, in: Die Zeit Nr. 25/2011, 19. Juni 2011, auch im Internet. Ich stützte mich im Folgenden auf diesen Aufsatz dieses umfassend gebildeten Sprach- und Kulturwissenschaftlers, der in Zürich bis 2013 als Professor tätig war.

DIEGO
LAÍNEZ

überzeugend vorgetragen, wurden sehr beachtet; man konnte damals stundenlange Voten abgeben, auch einen ganzen halben Tag beanspruchen. Neben vielen wichtigen Themen wurde auch darüber diskutiert, ob die Residenzpflicht der Bischöfe «göttliches Recht» sei oder nicht und ob die Bischöfe ihre Jurisdiktion vom Papst erhielten oder durch die Weihe verliehen bekämen; Laínez war in dieser Beziehung deutlich päpstlich-kurial. An den Reformbestrebungen nach dem Konzil beteiligte sich der Orden ganz entscheidend.

Der Ordensalltag

Zielsetzung und Hauptaufgabe des Jesuitenordens zeichneten sich in den ersten Jahren immer deutlicher ab, und Laínez steuerte die Gesellschaft ruhig und aus einer tiefen, ganz auf den Exerzitien beruhenden Frömmigkeit heraus in seinen vielen Sektoren. Wichtig waren ihm einerseits die Exerzitien, eine geistige Schulung der geistlichen und weltlichen Elite, aber auch die Volkspredigt und in diesem Zusammenhang der Katechismus, für den Petrus Canisius bahnbrechend war. Eigentlich hätte auch Laínez ein Handbuch des katholischen Glaubens für ein höheres intellektuelles Niveau schreiben sollen, aber er brachte es nicht fertig. Er war mündlich für Predigten, Vorträge, Voten mehr geeignet als für schriftliche Abhandlungen, mit Ausnahme der Briefe, die er bzw. sein Sekretär in seinem Auftrag schrieben; allerdings war seine Handschrift so unleserlich, dass er an seinem relativen Randdasein in der Ordensgeschichte auch selbst schuld war.

Ganz besondere Sorgfalt wandte er den Kollegien zu, den Schulungsstätten für den Orden, aber auch für Aussenstehende. Dutzende wurden gegründet, und immer hatte der Ordensobere mit Lehrermangel zu kämpfen. Zum Schuldienst gehörten auch die Theateraufführungen mit meist lateinischem Text und grossartigen Kulissenbauten und Kostümen. Für die Schulen und Ordensniederlassungen mussten Gebäulichkeiten und Gebetsstätten beschafft werden, und es bildete sich ein «modo nostro» in der Architektur aus, eine «unsrige Art», ohne Prunk, funktional, gefällig – bisweilen so rasch und billig hergestellt, dass kurz darauf nochmals gebaut werden musste. Später schloss sich der Orden der allgemeinen Kunstentwicklung an und kam auch zu barocken Kirchen und Gebäuden. Als Ordensgeneral hatte er mit weltlichen und kirchlichen Behörden zu tun, und es kam sehr darauf an, dass man mit allen gut auskam. Aber es war eine schwierige Zeit: das Lavieren zwischen Papst und Kaiser, die sich rasch folgenden Päpste (einmal in 41 Jahren deren sieben!), das Auskommen mit den Papstnepoten (u. a. Carlo Borromeo, der persönlich integer war), die aus rein familienpolitischen Gründen emporgehiss wurden und meist kaum geistliche Neigungen hatten.

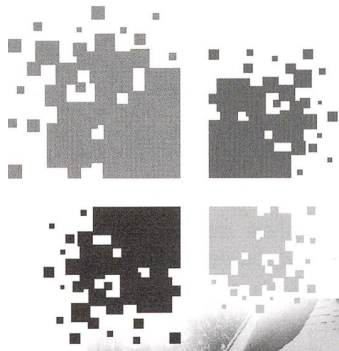
Die Ordensleitung wurde dank eines genau geregelten Korrespondenzsystems aufrechterhalten,

die Mitteilungen von unten nach oben und die Weisungen von oben nach unten zirkulierten reihum, aber der Weg war primär pyramidal, direkte Beziehungen «unten» waren nicht vorgesehen. Nebst den Jesuiten waren vor allem die Reformfranziskaner, die Kapuziner, für die Kirchenreform tätig, ihre Zusammenarbeit bewährte sich oft sehr gut, eng aber erst nach dem Tod von Laínez. Der Jesuitenorden breitete sich kontinuierlich in vielen Ländern Europas aus, wegweisend wurde er aber auch in der sogenannten Neuen Welt.

In der Neuen Welt

Die aussereuropäischen Kontinente erschlossen sich erst langsam. Marco Polo hinterliess einen farbigen, aber sachlich nicht ganz zuverlässigen Bericht über China; von Afrika – d. h. vor allem Äthiopien – hatte man einige legendäre Kenntnisse (von einem Priesterkönig Johannes, der über ein Riesenreich regierte); Amerika wurde 1492 entdeckt und somit «Missionsland», da man die armen Heiden fürs ewige Leben retten wollte. Franz Xaver kam bis Japan, starb aber vor den Toren Chinas, die Herrscher dort hatten wenig Lust, Europäer einzulassen, schrittweise und sachte wurde es möglich; erst 20 Jahre später gelang es dem Jesuiten Matteo Ricci, der perfekt Chinesisch gelernt und sich die Verhaltensregeln der Notablen angeeignet hatte, zu einem Kulturbotschafter zu werden. Laínez überwachte diese Bestrebungen sorgfältig und förderte sie; gerade hier zeigte sich seine tiefreligiöse Gesinnung. Andere Jesuiten bemühten sich um Äthiopien. Aber es scheint, dass sie die dort ansässigen Christen, so wenig wie jene in Indien, als Glaubensbrüder anerkannt hätten – im Grunde mussten alle diese Völker zum Papst «bekehrt» werden. Die missionarische und bildungsbeflissene Tätigkeit der Jesuiten wäre nicht möglich gewesen, wenn es nicht Laínez auf vornehme Art gelungen wäre, einen mündlich erlassenen Befehl des Papstes auf die Übernahme des regelmässigen Chorgebets zuerst freundlich zu relativieren und nach dessen Tod sofort kirchenrechtlich unerheblich erklären zu lassen.

Dieser dicke Band ist von lauter Spezialisten geschrieben; aus der Schweiz beteiligten sich neben Paul Oberholzer SJ, der mehrere Artikel beisteuerte, Volker Reinhardt, Mariano Delgado, Niklaus Kuster und Urban Fink. Bewundernswert ist die Energie des Schweizer Herausgebers, alles zusammenzustellen und punktgenau vorzulegen; wer sich bisweilen bei der Lektüre von den vorausgesetzten Kenntnissen verlassen fühlt, findet im Internet (und oft auch in einem anderen Kapitel) Trost und Auskunft. Die gründliche Darstellung dieses bescheidenen, aber wichtigen Lebens inmitten seiner Zeit und Umwelt war notwendig, um Laínez Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war ja nie vergessen, vieles war schon aus den Quellen aufgearbeitet worden, aber eine umfassende Sicht drängte sich auf. Hier liegt sie vor. *Iso Baumer*



Schwester Benedikta will nur die Botschaft Gottes mitteilen. | © 2014 SRF

Streit um Schwester Benedikta: Darf eine Einsiedlerin vor die Medien?

Schwester Benedikta sei als Eremitin zu oft in den Medien, lautet die Kritik von Solothurner Bürgerratsmitgliedern, die sich damit an den Bürgergemeindepräsidenten Sergio Wyniger wendeten. Er veranstaltete am 26. Oktober deshalb einen Informationsanlass, um über die Frage zu diskutieren.

Francesca Trento

Die Solothurner Einsiedlerin Schwester Benedikta war in letzter Zeit öfters in den Medien, etwa mit der Veröffentlichung ihres Buches «Licht auf meinem Pfad», im «Blick» (29. August) oder bei der Sendung «Aeschbacher» (27. September).

Auch Kritik für Medienauftritte

Dass eine Einsiedlerin jedoch in den Medien erscheint, passt nicht allen. Sergio Wyniger hatte sich nämlich immer wieder verschiedene kritische Stimme darüber anhören müssen, insbesondere der FDP-Fraktion des Bürgerrates, wie er gegenüber kath.ch sagte. Der Bürgerrat ist das vollziehende und verwaltende Organ der Bürgergemeinde Solothurn. «Vorurteile entstehen aus Unwissen. Deshalb habe ich diesen Informationsanlass über Schwester Benediktas Öffentlichkeitsarbeit einberufen. Sie sollte damit die Chance kriegen, Stellung dazu zu nehmen», so Wyniger. Am öffentlichen Informationsanlass wurde Schwester Benedikta vom

pensionierten Weihbischof Martin Gächter begleitet. Sie erklärte ihre medialen Auftritte als nicht gewollt. «Nicht ich suche die Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit sucht mich», zitierte sie die «Solothurner Zeitung» am 27. Oktober.

Die anwesenden Kritiker hielten sich jedoch zurück. Wieso die FDP-Fraktion des Bürgerrates stumm blieb, konnte Wyniger nicht mit Sicherheit erklären. «Ich nehme an, es sei eigentlich der Wunsch da gewesen, dieses Thema zuerst intern im Bürgerrat zu besprechen. Ich fand es jedoch wichtig, es öffentlich zu tun. Schliesslich ist das eine Frage, die viele interessiert: Darf eine Einsiedlerin in den Medien sein?»

Keine «Selbstdarstellung»

Dass sich Politik für religiöse Angelegenheiten interessiert, hinge am Umstand, dass Schwester Benedikta Angestellte der Bürgergemeinde Solothurn ist und nicht etwa der Kirche. «Ich persönlich finde es jedoch kein Problem, die Einsiedlerin in den Medien zu sehen. Schliesslich verpflichtet sich eine Autorin bei Veröffentlichung eines Werks zu gewissen Öffentlichkeitsauftritten», so Wyniger. Und: Schwester Benedikta sehe ihre Auftritte in den Medien als Botschaft im Namen des Glaubens und nicht im Sinne einer Selbstdarstellung, wie sie an der Veranstaltung mitteilte. «Ich bin da, um die Frohbotschaft Gottes weiterzugeben», zitierte sie die Zeitung.

EDITORIAL

Intellektuell interreligiös

Gewöhnlich trifft sich ja jede Religionsgemeinschaft im eigenen Kreis. Nicht so am letzten Sonntag in Zürich. Da lud die reformierte Pfarrerin Ulrike Müller Vertreter von Judentum und Islam zu einem gemeinsamen Gottesdienst in die Grosse Kirche Altstetten ein. Dies aus Anlass des Festivals der Religionen, den das Zürcher Lehrhaus zu seinem 20-Jahr-Jubiläum initiiert hatte.

Der Gottesdienst wurde zu einem interreligiösen Diskurs über Gott und die Liebe. Die Liebe zu Gott, den Nächsten und sich selbst: Das sei quasi der genetische Code des Christentums, sagte die gastgebende Pfarrerin, um sich gleich selbst zu korrigieren. Obwohl, die Aussagen dazu stünden im Alten Testament. Der angesprochene Rabbiner, Reuven Bar-Ephraim von der Liberalen Jüdischen Gemeinde Zürichs, bestätigte: Die Nächstenliebe sei auch ein wichtiges Gebot im Judentum, allerdings negativ formuliert. Im Sinn: Tue deinem Nächsten nichts an, was du selber nicht erleiden möchtest. Beim Islam stehe die Gerechtigkeit im Vordergrund, weniger die Nächstenliebe, erklärte Rifa'at Lenzin, Fachreferentin Islam im Zürcher Lehrhaus.

Spannende Einblicke in die verschiedenen Ansichten also ermöglichte dieser Gottesdienst. Spirituell und vom Ablauf her war er allerdings stark christlich geprägt. Man sass in den Kirchenbänken, stand auf zum Gebet, sang Lieder aus dem reformierten Gesangbuch und hörte sich die Darbietung eines Klezmer-Musikers an. Nur der Rabbiner liess Elemente seines Gottesdienstes einfließen: Er sang Auszüge aus der Thora und den abschliessenden Segen. Von Seiten des Islam hingegen fehlte das Ritual-Spirituelle, etwa der Gesang oder die Gebetsbewegungen. Schade, denn mit diesen Elementen lässt sich eine Religion besser nachvollziehen.

Regula Pfeifer

David Bartimej Tencer (52). – Der aus der Slowakei stammende Kapuzinerpater und bisher Pfarrer in Reydarfjörður, ist neuer Bischof von Reykjavik auf Island. Er wurde am Samstag in der katholischen Christkönigs-Basilika in der Hauptstadt zum Bischof für das nördlichste Bistum der katholischen Weltkirche geweiht. Damit hat Tencer als der siebte Oberhirte der rund 12000 Katholiken unter den gut 330000 Einwohnern der Insel südlich des nördlichen Polarkreises offiziell die Nachfolge von Bischof **Pierre Bürcher** (69) angetreten. Der Schweizer Bürcher leitete die 1968 errichtete Diözese Reykjavik, die den gesamten Inselstaat umfasst, seit Ende 2007.



Auf dem Bild von links: Bischof Pierre Bürcher, Bischof David Bartimej Tencer, Nuntius Erzbischof Henryk Józef Nowacki | © 2015 Andrea Krogmann

Hans Rahm. – Die katholische kirchliche Körperschaft des Kantons Freiburg (kkK) sucht einen neuen Generalsekretär. Der bisherige Stelleninhaber Hans Rahm übernimmt innerhalb der Körperschaft neue Funktionen. In dieser wird er die Arbeit der Pfarreien stärker unterstützen. Seit 2007 ist Rahm Generalsekretär der kkK.

Thomas Edward Gullickson. – Der neue Apostolische Nuntius, Erzbischof, hat seinen Dienst in der Schweiz aufgenommen. Nachdem er in Bern kürzlich dem Bundesrat sein Beglaubigungsschreiben übergeben hatte, stattete er am 30. Oktober dem Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) in Freiburg seinen Antrittsbesuch ab.

Krzysztof Charamsa. – Der nach seinem Outing beim Vatikan in Ungnade gefallene polnische Priester hat in einem Brief an **Papst Franziskus** schwere Vorwürfe erhoben. Für Millionen Homosexuelle weltweit mache die Kirche das Leben «zur Hölle», so der Ex-Mitarbeiter der römischen Glaubenskongregation in dem Schreiben, aus dem der britische Sender BBC am 28. Oktober zitiert. Dass der Vatikan gegen schwule Priester vorgehe, sei heuchlerisch; der Klerus sei «voller Homosexueller».

Verdacht auf Terrorismusfinanzierung: Kirchliche Stiftungen müssen transparent sein

Ein internationales Bemühen, illegale Geldgeschäfte zu unterbinden, führt in der Schweiz zu neuen Gesetzesbestimmungen. Diese betreffen die kirchlichen Stiftungen. Vom 1. Januar 2016 an haben sie fünf Jahre Zeit, um sich ins Handelsregister eintragen zu lassen.

«Alle neu zu gründenden privatrechtlichen Stiftungen müssen sich ab 1. Januar 2016 ins Handelsregister eintragen, um Rechtspersönlichkeit zu erlangen, also auch die kirchlichen Stiftungen», sagt Simon Gubler auf Anfrage von kath.ch. Der Rechtsanwalt arbeitet am Zentrum für Stiftungsrecht der Universität Zürich. Die von Experten geschätzten 2000 kirchlichen Stiftungen müssen den Gang zum Handelsregisteramt unter die Füsse nehmen.

Und falls die Stiftungen der Verpflichtung nicht nachkämen? «Dann können sie sanktioniert werden», sagt Gubler. Möglich sei beispielsweise eine Busse. Das Risiko für Stiftungen, belangt zu werden, schätzt der Jurist allerdings als nicht allzu hoch ein. «In vielen Fällen dürfte das Handelsregisteramt von diesen nicht eingetragenen Stiftungen gar keine Kenntnis haben», erklärt er. Die nicht eingetragenen Stiftungen bleiben im Übrigen als Rechtspersonen anerkannt, auch nach der Übergangsfrist. Die neue Gesetzesbestimmung geht auf

Empfehlungen der internationalen Kontrollorganisation Groupe d'action financière (Gafi) zurück, die 2012 revidiert wurden. Diese Empfehlungen bilden die international anerkannten Standards zur Bekämpfung der Geldwäscherei und der Terrorismusfinanzierung, wie der Bundesrat in einer Botschaft vom 13. Dezember 2013 schreibt. Die Gafi habe festgestellt, dass Stiftungen in anderen Ländern unter anderem zu terroristischen Zwecken missbraucht worden seien und sei deshalb zum Schluss gekommen, dass es hier mehr Transparenz brauche.

Die Transparenz wird insofern verbessert, als das Handelsregister öffentlich einsehbar ist, wie Gubler erklärt. Das ermögliche auch den Behörden eine bessere Übersicht über die Aktivitäten der Stiftung.

Kirche darf ihre Güter verwalten

«Die neu vorgeschriebene Eintragung im Handelsregister bedeutet aber nicht, dass die eingetragenen kirchlichen Stiftungen dadurch der staatlichen Aufsicht unterstehen würden», relativiert der Jurist. «Die kirchlichen Stiftungen bleiben weiterhin der kircheninternen Aufsicht unterstellt», so Gubler. Die Kirche verliere mit dieser Änderung also nicht das Recht, ihre Güter ihren eigenen Regeln gemäss zu verwalten. (rp)

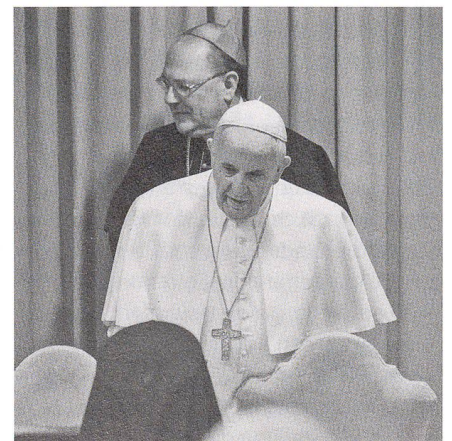
Kardinal: Papstdokument zur Synode kommt bald

Papst Franziskus dürfte nach Aussage von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin in «relativ kurzer Zeit» sein Schreiben zur Bischofssynode über Ehe und Familie veröffentlichen. Wenn man solche Dinge mache, dann müsse man das vergleichsweise schnell tun, «sonst verlieren sie etwas an Kraft, an Eindruck», sagte er am Mittwochabend, 28. Oktober, vor Journalisten am Rande eines Kongresses in Rom. Zugleich verwies er darauf, dass es noch ungewiss sei, ob der Papst überhaupt ein solches Dokument veröffentliche.

Die Bischofssynode hatte nach dreiwöchigen Beratungen am Samstag, 24. Oktober, ein Abschlusspapier verabschiedet und Franziskus überreicht, der es zur Veröffentlichung freigab.

Im Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen gibt das Dokument dem Seelsorger nach Auffassung vieler Teilnehmer

und Kommentatoren mehr Spielraum für Einzelfallentscheidungen. Es hat jedoch lediglich den Charakter einer Empfehlung. Der Papst kann nun entscheiden, ob er wie üblich ein eigenes, verbindliches Schreiben zur Synode verfasst. (cic)



Papst Franziskus an der Bischofssynode | © 2015 Andrea Krogmann

Vor 50 Jahren kam es in den Beziehungen zu den nichtchristlichen Religionen zu einer grossen Wende

Sie gilt als «Meilenstein» in den Beziehungen der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, als «Neuanfang», als «Magna carta», als «kopernikanische Wende». Viele Superlative ranken sich um die Erklärung «Nostra aetate», die am 28. Oktober 1965 vom Konzil verabschiedet wurde. Die Kirche unterstrich ihre Wertschätzung gegenüber den Religionen und eröffnete den Dialog.

Johannes Schidelko



Kardinal Kurt Koch | © 2015 A. Krogmann

«Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist», beendete «Nostra aetate» die lange Ära der Abgrenzungen und Feindschaft. Es ist eine der kürzesten und zugleich umstrittensten Erklärungen des Konzils. Um wenige Texte wurde so gerungen. Positiv äussert sich das Papier zu Buddhismus und Hinduismus. Vor allem aber ruft es Katholiken zu gegenseitigem Verstehen mit den Religionen auf, die ihnen am nächsten stehen, weil sie den alleinigen Gott anerkennen: Islam und vor allem Judentum.

«Erfolgsgeschichte mit Judentum»

Papst Johannes XXIII. hatte ursprünglich nur eine Erklärung zum Judentum geplant. Sie war nach Einwänden von arabischer Seite nicht zustande gekommen, sondern wurde als ein Unterkapitel in die weitergefasste Erklärung aufgenommen.

Für den Kontakt zum Judentum erwickelte sich «Nostra aetate» zur «Erfolgsgeschichte», wie der zuständige Kurienkardinal Kurt Koch bei einer internationalen Konferenz zum Jubiläum der Erklärung betonte. Die Kirche habe mit dem Judentum eine Beziehung wie mit keiner anderen Religion, sagte Johannes Paul II. 1986 beim historischen Synagogen-Besuch in Rom. Franziskus brachte es in seiner ersten Audienz für jüdische

Gäste auf den Punkt: Das Christentum habe seine Ursprünge im Judentum. Daher seien «aller Hass, alle Verurteilungen und antisemitische Ausdrucksformen entschieden zu verurteilen», betonte er. «Ein Christ kann nicht Antisemit sein aufgrund unserer gemeinsamen Wurzeln.»

Verwirrende Rede von Papst Benedikt

Heute führt der Vatikan in diesem Bereich zwei Dialoge: Mit den Oberrabbinaten in Jerusalem und mit dem International Catholic-Jewish Liaison Committee (ILC). Die Kontakte sind gut, die Beziehungen durch gewachsene Freundschaften so stabil und belastbar, dass sie auch Herausforderungen und Krisen aushalten. Selbst Minenfelder wie die umstrittene Karfreitagsfürbitte oder die Bewertung der Gestalt von Pius XII. lösten keine Explosion aus.

Schwieriger ist der Kontakt zum Islam. Nach ersten aussichtsreichen Gesprächen kam es 1976 zu einem Eklat, als der libysche Präsident Ghaddafi bei einem christlich-islamischen Treffen in Tripolis seine ahnungslosen vatikanischen Gäste ein polemisches Dokument auf Arabisch unterschreiben liess. Danach kühlten die Beziehungen ab, wurden infolge des iranischen Revolutionsführers Khomeini und einem wachsenden Fundamentalismus immer schwieriger. Die Päpste versuchten wiederholt Neuanfänge, Johannes Paul II. durch eine Rede 1985 vor Islam-Studenten in Marokko und 15 Jahre später mit einem Besuch in Kairos Al-Ashar-Universität und der Omajaden-Moschee von Damaskus.

Benedikt XVI. sorgte mit der Regensburger Rede 2006 zunächst für Verwirrung. Mit seinem Besuch in der Blauen Moschee von Istanbul trug er kurz darauf aber zur Entkrampfung der angespannten Beziehungen bei. Papst Franziskus faltete später an gleicher Stelle seine Hände zum stillen Gebet.

Interreligiöse Friedensgipfel in Assisi

Mit dem Islam etwa unterhält der Heilige Stuhl Kontakte mit allen Traditionen, mit Sunniten, Schiiten, Wahabiten. Zu diesem Dialog gehört auch das katholisch-islamische Forum, das der Vatikan – ebenfalls eine Konsequenz der Regensburger Rede – mit dialogoffenen Muslimvertretern führt. Daneben bleiben die Gespräche mit anderen Religionen eher im Hintergrund. Zu den spektakulärsten Initiativen gehören freilich die grossen interreligiösen Friedensgipfel in Assisi. Seit 1986 haben alle Päpste dazu eingeladen. (cic)

KURZ & KNAPP

Geldnot. – Das Bistum Sitten ruft am 1. November zur jährlichen Kollekte zugunsten des Bistums auf. Ziel ist es, dass eine Million Franken zusammenkommt, um das Geschäftsjahr 2015 ohne Verlust abschliessen zu können. Das Budget für 2015 beläuft sich auf 2,32 Millionen Franken. Zwei Drittel der Ausgaben betreffen Gehälter, das verbleibende Drittel wird für Betriebskosten und externe Beiträge verwendet.

Geldsegen. – Über 150000 Euro. So hoch war der Betrag, den die 1,6 Millionen Besucher des vatikanischen Pavillons an der Weltausstellung in Mailand an die Wohltätigkeitswerke des Papstes spendeten. Die Spenden würden für die Unterstützung der Flüchtlingsgemeinschaften in Jordanien verwendet, sagte Kardinal Gianfranco Ravasi, der als Kommissar des Pavillons wirkte, auf dem italienischen katholischen Radiosender InBlu am 30. Oktober.

Werbung. – «Ich liebe die ganz kleinen Wunder dieser Schöpfung», sagt der Basler Bischof Felix Gmür in einem Video der Klima-Allianz. Das Video wirbt für Umwelt-Aktionen in mehreren Schweizer Städten, die Ende November auf die UNO-Klimakonferenz von Paris aufmerksam machen. Weiter kommen die Ilanzer Dominikanerin Ingrid Grave, die Sängerrinnen Stefanie Heinzmann und Sina sowie Profiboxer Arnold The Cobra zu Wort.

Ermittlungen. – Der Vatikan soll nach italienischen Medienberichten im Zusammenhang mit der Veröffentlichung vertraulicher Dokumente gegen einen Geistlichen ermitteln. Demnach geht die vatikanische Gendarmerie offenbar dem Verdacht nach, der Priester habe interne Dokumente für zwei Bücher über die vatikanischen Finanzen beschafft, die in den nächsten Tagen in Italien erscheinen. Die Berichte berufen sich auf eine «informierte Quelle». Der Vatikan äusserte sich bislang nicht.

Anschlag. – Unbekannte haben einen Anschlag auf eine katholische Kirche im syrischen Aleppo verübt. Wie das Hilfswerk «Kirche in Not» berichtete, wurde am 25. Oktober während eines Gottesdienstes eine Gasflasche auf das Dach der Kirche geschleudert. Sechs Menschen seien leicht verletzt, das Gebäude schwer beschädigt worden.

WETTBEWERB

Unter dem Titel «Klang und Gloria» lancieren die römisch-katholische und die reformierte Kirche im Kanton Zürich einen Kirchenmusikwettbewerb. Gemeinsam mit der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) fordern sie Interessierte auf, neue Aufführungsideen für Konzert und Gottesdienst zu kreieren. Der Wettbewerb richtet sich an engagierte Laien, angehende Berufsmusikerinnen, an Kirchenmusiker und an Performerinnen aller Kunstrichtungen. Zu gewinnen gibt es Preise im Wert von 1000 bis 3000 Franken. Die Beiträge können bis am 31. März 2016 direkt auf der Homepage hochgeladen werden, ein Konzert der Preisträger wird am 28. Mai stattfinden.

Hinweis: www.klangundgloria.ch

DAS ZITAT

«Der Papst hat Änderungen an der Bürokratie im Vatikan vorgenommen, was sehr gut ist. Er spricht auch mit Nachdruck über Umweltprobleme, was ich wunderbar finde. Ich bewundere ihn dafür, dass er einen deutschen Bischof entlassen hat, der in der Kirche Genügsamkeit predigte, aber privat selbst sehr teure Möbel und derartige Sachen hatte. Wenn dasselbe mit einem abtrünnigen tibetischen Mönch geschehen würde, sollte das Oberhaupt den Mund aufmachen und eingreifen.»

Der Dalai Lama spricht im Interview mit dem Strassenmagazin «Surprise» (Nr. 361, Oktober/November) darüber, was er an Papst Franziskus bewundert.

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum

Redaktion kath.ch

Bederstrasse 76, CH-8027 Zürich

Telefon: +41 44 204 17 80

E-Mail: redaktion@kath.ch

Leitender Redaktor: Martin Spilker

kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung. Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.

kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

Piusbrüder kritisieren Abschlussdokument der Synode

Die traditionalistische Priesterbruderschaft Sankt Pius X. lehnt das Abschlussdokument der Weltbischofssynode zu Ehe und Familie ab. Es sei «Ausdruck eines Kompromisses zwischen zutiefst unterschiedlichen Positionen» und enthalte «bedauernde Zweideutigkeiten und Auslassungen», kritisiert der Generalobere der Piusbrüder, Bernard Fellay, in einer Erklärung auf deren Website. Im Namen einer «relativistischen pastoralen Barmherzigkeit» stiftete das Dokument «Verwirrung, die bestimmt ausgenützt wird in einem Sinn, der der ständigen Lehre der Kirche widerspricht».

Nach dem Gesetz Gottes, so argumentiert Fellay, habe der Mensch nur in der legitimen Ehe «das Recht, von seiner Geschlechtlichkeit Gebrauch zu machen». Homosexualität widerspreche also «dem natürlichen göttlichen Gesetz». Alle «ausserhalb der Ehe vollzogenen Vereinigungen» von «frei Zusammenlebenden, der im Ehebruch Lebenden oder gar der Homosexuellen» seien eine «Unordnung» und stellten eine Sünde dar. Man könne darin «nicht irgendeinen Teil von sittlicher Gutheit feststellen, auch nicht eine weniger vollkommene Gutheit», betont der Obere der Piusbruderschaft.

Hilfe im Kampf gegen die Sünde

Er fordert, die Lösung der Probleme auf moralischem Gebiet dürfe «nicht allein dem Gewissen der Eheleute oder der Hirten anheimgestellt werden». Vielmehr sei das Naturgesetz «Regel für das Handeln». Die Fürsorge des barmherzigen Samariters gegenüber dem Sünder zeige sich, so

Fellay, indem er «mit der Sünde nicht gemeinsame Sache macht»; genauso mache der Arzt «nicht gemeinsame Sache mit der Krankheit», sondern helfe, diese zu überwinden. An die Adresse der Verfasser der Synodenschlussklärung formuliert der Obere der Bruderschaft: «Man kann sich von der Lehre des Evangeliums nicht im Namen einer subjektivistischen Pastoral befreien, indem man sie als allgemeingültig darstellt und sie im Einzelfall abschafft.»

Von Rom getrennt

Die Priesterbruderschaft St. Pius X. ist seit 1988 von Rom getrennt. Sie wurde 1969 vom französischen Erzbischof Marcel Lefebvre (1905–1991) gegründet und lehnt die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) ab. Diese hätten die Tradition der Kirche zerstört, so Lefebvre, der selbst als Ordensoberer am Konzil teilnahm. Die Piusbruderschaft sieht sich als Bewahrerin der Tradition der «Heiligen Römischen Kirche».

Noch keine Einigung

Papst Benedikt XVI. (2005–2013) nahm Gespräche über eine mögliche theologische Einigung mit der Bruderschaft auf. Der Gesprächsprozess kam 2012 ins Stocken. Allerdings teilten im Sommer 2015 hochrangige Vertreter beider Seiten mit, man sei weiter im Gespräch. Anfang September erklärte Papst Franziskus überraschend, er hoffe auf eine baldige Einigung mit der Bruderschaft. Er «vertraue darauf, dass in naher Zukunft Lösungen gefunden werden können, um die volle Einheit mit den Priestern und Oberen der Bruderschaft wiederzugewinnen». (kna)

AUGENBLICK

Der Dorfpfarrer in Xavier Kollers «Schellen-Ursl»-Film, gespielt vom Bündner Schauspieler Andrea Zogg (links), trifft im kath.ch-Video auf Urs Steiner, katholischer Priester in Zug.
| © Jean Merrouche



«KIRCHE DES OSTENS», NEUANFANG IN ZEITEN GROSSER BEDROHUNG

Mit Gewargis III. Sliwa (73) hat die Assyrische Kirche des Ostens am 18. September 2015 ihren 112. Patriarchen gewählt. Die angesichts der gemeinsamen Bedrohung durch den islamistischen Fundamentalismus entstandenen Unionsbestrebungen innerhalb der assyrischen Kirchen, die vom chaldäischen Patriarchen Sako vorangetrieben wurden, sind zwar vorerst kein Thema mehr, die getrennten Kirchen wollen jedoch angesichts der Gefahr durch den «Islamischen Staat» (IS) immer mehr gemeinsam agieren. Die Wahl des neuen Patriarchen erfolgte während der Synode der Assyrischen Kirche des Ostens am 18. September 2015 in Erbil in der kurdischen Autonomiezone im Nordirak. Das Amt war seit dem Tode von Patriarch Mar Dinkha IV. im März vakant. Die alte Kirche des Ostens geht auf die frühchristliche Evangelisierung in Mesopotamien zurück. Diese Kirche war eine blühende Kirche, die als erste die Botschaft Jesu Christi nach Arabien, Persien, Indien und bis nach China gebracht hatte, sie war viele Jahrhunderte die missionskräftigste Kirche überhaupt. Erst mit dem Mongolensturm im 14. Jahrhundert war ihre Kraft erlahmt, und ihre Hierarchien zogen sich in die Bergregionen des Nahen Ostens zurück, die Missionskirchen, ausser in Indien, gingen zu Grunde. Gewargis III. Sliwa wurde am 23. November 1941 in Habbaniya im Irak geboren. Seine Studien absolvierte er in Bagdad und in den USA. 1980 wurde er zum Priester geweiht, seit 1981 ist er Metropolit des Irak, Jordaniens und Russlands. Bekannt wurde sein Besuch in China im Jahre 1996, als er neben den Ruinen der Daqin Pagoda, die 640 von den Assyrern als älteste Kirche im Reich der Mitte erbaut worden war, die Liturgie der Kirche des Ostens feierte. Papst Franziskus hat dem neuen Patriarchen der Assyrischen Kirche des Ostens angesichts der Christenverfolgung im Irak und in Syrien seine besondere Solidarität zugesichert. In einer vom Vatikan veröffentlichten Papstbotschaft an den Patriarchen beklagt Papst Franziskus die «tragische Situation» für Christen und andere religiöse Minderheiten im Nahen Osten. Er schliesse sich im Gebet für die Leidenden an und bitte Gott um die innere Stärke für die Christen, an ihrem Glauben festzuhalten. Der Papst wünsche sich eine weitere Vertiefung der Freundschaft und des Dialogs zwischen den beiden Kirchen.

Von der nestorianischen Kirche zur Kirche des Ostens

Die Kirche des Ostens geht auf die Apostel Thomas und Addai zurück, ihre ersten Gläubigen kamen als Kriegsgefangene der Sassaniden ins persische Reich.

Dort verselbstständigte sich diese Kirche um 424 unter Patriarch Nestorius, der 428 als Bischof von Konstantinopel eingesetzt worden war, und trennte sich von der alten Kirche. Seiner Lehre nach hat Christus nicht nur eine göttliche, sondern auch eine menschliche Natur. Kyrill von Alexandria hatte diese Lehre heftig kritisiert, sodass sie auf dem Konzil von Ephesos 431 und dem Zweiten Konzil von Konstantinopel 553 als Häresie verurteilt wurde. Da nur die Kirche des Ostens noch die nestorianische Lehre vertrat, wurde diese fortan auch als nestorianische Kirche bezeichnet. Anders als die anderen Ostkirchen war die Kirche des Ostens nie Staatskirche, sondern bildete immer eine Minderheit unter einer mehrheitlich nichtchristlichen Bevölkerung. Gerade dies war jedoch das Erfolgsrezept für die weltweite Mission dieser Kirche, denn um das Jahr 1000 gehörten über ein Drittel aller Christen weltweit dieser Kirche, die 27 Metropolen und 230 Diözesen besass, an. Trotz der geografischen und geistigen Abgeschiedenheit behielt die nestorianische Kirche Kontakte zu Rom, die von Bagdad abhängigen Nestorianer an der Malabarküste in Indien betrachteten sich sogar bis zur Ankunft der Portugiesen als katholisch. Erst als die nestorianische Hierarchie von den Portugiesen in Goa im 16. Jahrhundert abgesetzt wurde und die Liturgie latinisiert wurde, trennte man sich von Rom. Die Kirche des Ostens erlebte eine erste Spaltung, als sich mit Jean-Simon Sulaka 1552 ein nestorianischer Bischof abspaltete und sich mit der Kirche Roms zur chaldäischen Kirche unierte. Eine weitere existenzielle Bedrohung für die Kirche des Ostens waren die Christenverfolgungen im Osmanischen Reich, die 1915 ihren Höhepunkt fanden, als neben 1,5 Millionen Armeniern auch etwa 500 000 Assyrer ermordet oder vertrieben wurden. Dieses heute weitgehend als Genozid anerkannte Christenmassaker führte dazu, dass der Patriarch der Assyrischen Kirche des Ostens seinen Sitz aus dem im Südosten der Türkei gelegenen Ort Kutschanis über Zwischenstationen im Irak und in Zypern schliesslich 1940 in die USA verlegte. Teile seiner im Nahen Osten versprengten Gemeinde wurden seit 1923 vom Völkerbund im nordsyrischen Khabour-Gebiet unter französischem Mandat neu angesiedelt, wo sie bis zum Februar dieses Jahres, als der IS diese Region eroberte, in mehr als 40 Dörfern lebten. Kurdische Peshmerga-Einheiten und christliche Selbstschutzmilizen haben zwar diese Region wieder zurückerobert, aber an eine Rückkehr der einstigen Bewohner in das heutige Frontgebiet ist nicht zu denken. Die Chaldäer hatten bereits im letzten Jahr, als die Grossstadt Mossul und die Stadt Karakosch

BERICHT

Bodo Bost ist Laientheologe und Islamwissenschaftler; er ist im Priesterseminar des Erzbistums Luxemburg tätig.

sowie die Niniveebene mit Ausnahme von Alqush im Norden des Iraks in die Hände des IS fielen, grosse Teile ihrer alten Heimat verloren.

Annäherung an Rom

Der im März verstorbene Patriarch Mar Dinkha IV. hatte am 11. November 1994 Papst Johannes Paul II. im Vatikan getroffen, sie unterzeichneten bei diesem historischen Treffen eine Konsenserklärung zur Christologie. Dabei erklärten beide Seiten die «volle Kirchengemeinschaft» zum Ziel ihres weiteren «Theologischen Dialogs». Danach verbesserten sich die Beziehungen auch zur mit Rom unierten chaldäischen Kirche, sodass seit 2001 unter gewissen Bedingungen eine gegenseitige Teilnahme an der Eucharistie möglich ist. Am 21. Juni 2007 besuchte Mar Dinkha IV. auch Papst Benedikt XVI. im Vatikan. Während die chaldäische Kirche bis zur Besetzung des Iraks durch die US-Armee 2003 vorwiegend im Irak verankert war und dort auch heute noch 300 000 Mitglieder zählt, hat die Assyrische Kirche des Ostens schon lange ihr Zentrum in den USA, Westeuropa und Australien, also im Exil. Im Nahen Osten leben nur noch wenige tausend Mitglieder dieser Kirche. Wegen der Exil-Situation des Patriarchen spaltete sich von der Assyrischen Kirche des Ostens 1964 der irakische Teil der Kirche ab, der sich seither Alte Assyrische Kirche des Ostens nennt. Katholikos dieser Kirche im Irak ist seit 1970 Patriarch Addai II. mit Sitz in Bagdad, aber auch diese Kirche zählt nur wenige tausend Kirchenmitglieder im Irak. Insgesamt gehören zu den beiden Assyrischen Kirchen des Ostens etwa 150 000 Christen weltweit, während die Mitgliedschaft der chaldäischen Kirche dagegen eine halbe Million beträgt.

Kirchengemeinschaft vorerst kein Thema mehr

Angesicht der immer grösseren Vertreibungswellen ostsyrisch-aramäischer Christen im Irak und in Syrien, verursacht durch den IS, hatte Patriarch Louis Raphaël I. Sako von Babylonien, Oberhaupt der mit Rom unierten chaldäisch-katholischen Kirche, letztes Jahr seinen Rücktritt angeboten, um den Weg zur Wiedervereinigung der drei assyrischen Konfessionen frei zu machen, die sich auf die ostsyrische Tradition der alten Kirche des Ostens berufen. Seit 2013 fanden auf Initiative von Patriarch Sako Annäherungsgespräche statt, die vom verstorbenen Katholikos Dinkha IV. der Assyrischen Kirche des Ostens begrüsst wurden. Auch Patriarch Addai II. der Alten Assyrischen Kirche des Ostens hatte die Einheitsbestrebungen des chaldäischen Patriarchen unterstützt und war bereit gewesen, für die Neuwahl eines gemeinsamen Patriarchen sein Amt zur Verfügung zu stellen.

Der Tod von Katholikos Dinkha IV. Khania im März hat dem Wiedervereinigungsauftrag von Patriarch Sako einen Rückschlag versetzt. Der

Unionsplan von Patriarch Louis Raphaël I. Sako sah die Vereinigung zu einer kirchenrechtlich eigenständigen, aber weiterhin mit Rom unierten Kirche vor. Was die Anerkennung des Papstes in Rom anbelangt, verwies Louis Raphaël I. Sako auf die 1994 von Papst Johannes Paul II. und Katholikos Dinkha IV. unterzeichnete gemeinsame christologische Erklärung, wonach die Assyrische Kirche des Ostens und die chaldäisch-katholische Kirche denselben Glauben an Jesus Christus bekennen. Die alten christologischen Kontroversen, die der eigentliche Grund der Trennung von Rom waren, waren zum grössten Teil Missverständnissen geschuldet.

Mitte Juli hat die Assyrische Kirche des Ostens noch während der Vakanzphase des Patriarchats, den «Vorschlag zur Einheit» mit den Chaldäern abgelehnt, weil das Verhältnis zu Rom nicht in ihrem Sinne geklärt worden war. Die Unionsgespräche wurden zunächst einmal abgesagt. Der neue Patriarch wird zunächst wohl nicht auf weitere Gespräche eingehen, da er seine Autorität erst einmal festigen muss. Allerdings hat auch die Kirche des Ostens verstanden, dass ihre Existenz mit dem Vordringen des Islamismus auf dem Spiel steht. Schon seit 2007 gibt es Bestrebungen, den Patriarchensitz, der sich seit 1940 in der Nähe von Chicago befindet, wieder in die Herkunftsregion der Kirche, nämlich nach Erbil im Nordirak zurückzuverlegen. In Bagdad residierte bereits seit 780 der Patriarch der Kirche des Ostens. Gläubige der assyrischen Kirche sind durch das Vordringen des IS in Syrien und im Irak in ihrer Existenz bedroht. Nur im Libanon, im Iran und in Armenien können die Gemeinden dieser Kirche noch weitgehend sicher und friedlich leben. Die überwiegende Mehrheit der Kirche lebt bereits seit den 1930er-Jahren in Europa, den USA und Australien.

Immer wieder in Zeiten der Bedrängnis wurden Bestrebungen zur Wiedervereinigung getrennter Kirchen wach. Noch als die Muslime Konstantinopel jahrelang belagerten, hatte der Patriarch von Ostrom Unionskonzile einberufen und auf Hilfe aus dem Westen gehofft, bis zur Einnahme Konstantinopels im Jahre 1453. Der seit drei Jahren amtierende Patriarch Louis Sako ist ein unermüdlicher Kämpfer für das Überleben und die Rechte seiner Kirche. Auch das Streben nach einer Wiedervereinigung wollte er als Mittel zur Stärkung des Überlebenswillens seiner bedrängten Gemeinde einsetzen. Das Scheitern dieses Projektes hat ihn nicht entmutigt, im Gegenteil. Vor kurzem hat er in Erbil bei einer internationalen Konferenz die Gründung einer «Chaldäischen Liga» bekannt gegeben. Der Präsident dieser Liga ist ein Laie, der Apotheker Safah Hindi. Diese Liga soll nicht nur die sozialen Projekte der Kirche selbstständig durchführen. Sie soll auch erstmals den Laien mehr Mitsprache in den bis dato sehr von der Hierarchie geprägten orientalischen Kirchen geben. **Bodo Bost**

DAS RECHT GESTORBENER

Endet die Würde des Menschen mit dem Tod? Und was geschieht mit den Körpern von Verstorbenen, insbesondere von Opfern der Gewalt? Luise Metzler¹ wirft in ihrer Dissertation einen besonderen Blick auf die Menschenwürde und auf das Recht Gestorbener, nämlich das Recht auf Bestattung. Dieses scheint gemäss Metzler so selbstverständlich (vgl. etwa Gen 23, das Begräbnis Saras), dass Vorschriften dazu in der Tora nur für Grenzfälle formuliert sind, wie sie der Tod von hingerichteten Verbrechern oder Kriegsopfern darstellt. (vgl. 32) In Dtn 21,22f. findet sich dazu die Weisung JHWHs: «Wenn an jemandem eine Schuld ist, auf der die Todesstrafe steht, und er oder sie wird hingerichtet und an einen Baum gehängt, so lasse den Leichnam nicht über Nacht im Baum hängen. Begrabe ihn unbedingt noch am gleichen Tag, denn er ist ein Fluch der Gottheit» (Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache).

Die Übersetzung der Stelle in der «Bibel in gerechter Sprache» macht darauf aufmerksam, dass ein über Nacht am Galgen hängender Mensch etwas mit Gott macht. Er ist gemäss dieser Übersetzung ein «Fluch der Gottheit». Die Einheitsübersetzung weist demgegenüber in eine andere Richtung, wenn dort zu lesen ist: «... denn ein Gehenker ist ein von Gott Verfluchter». Luise Metzler zeigt den Hintergrund dieser Stelle auf (vgl. 33–38): Ein Hingerichteter soll nicht über Nacht am Baum hängen bleiben, weil er von Tieren angefressen und so geschändet werden kann. Damit aber wird Gottes Ehre (Gottes «Gewicht», *kabod*) vermindert, das heisst, Gott selbst entwürdigt. Die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen, auch eines Hingerichteten, reicht über den Tod hinaus. Einen Leichnam nicht zu bestatten, sondern den wilden Tieren auszusetzen, ist eine Entwürdigung Gottes.

Im Gegensatz zu bisherigen Übersetzungen lautet Metzlers Übersetzung der Stelle daher:

«... dann darf deren Leiche nicht über Nacht an dem Holz bleiben.

Du sollst sie unbedingt noch am selben Tag begraben.

Denn Aufgehängte sind eine Entwürdigung der Gottheit.»

Dieses Recht auf Bestattung gilt also für jeden Menschen. Die Bestattung von Toten ist ein Liebeswerk in der jüdischen Tradition, weil jeder Mensch auch nach dem Tod Ebenbild Gottes bleibt, ganz besonders auch die Opfer von Gewalt, von Hungersnot und Krankheit. «Sichtbar, aber auch verletzbar ist Gott besonders in den Hilflosen, in den Bedrängten, in denen, die Unrecht und Gewalt erleiden (...). Denn Gott will die Würde ihrer Ebenbilder nach dem Tod gewahrt wissen, auch durch eine ange-

messene Bestattung, sogar für VerbrecherInnen» (37).

Sorgfältig listet die Autorin in Teil II ihres Buches die Begräbnisnotizen der hebräischen Bibel, der apokryphen Schriften und des Neuen Testaments auf. Besonders beeindruckt hat mich die Überlegung, dass auch die Freunde Jesu zusammen mit Josef von Arimathäa gemäss der Weisung der Tora in Dtn 21,22f. handelten und trotz der grossen Gefahr durch die Römer den gekreuzigten Jesus nach dessen Tod bestatteten. Für die Römer dagegen war es gang und gäbe, die Gekreuzigten tagelang hängen und von den wilden Tieren fressen zu lassen. Die Auferstehung Jesu kann in diesem Kontext unter einem zusätzlichen Aspekt gelesen werden: Gott anerkennt das solidarische und toragemässe Handeln der Jüngerinnen und Jünger (vgl. 109f.).

Nach der Darstellung von Prophetie und Königtum sowie der bedeutenden Rolle von Prophetinnen in den Samuelbüchern (Teil III) wendet sich Luise Metzler im vierten Teil Rizpa zu. Rizpa war die Mutter von zwei Söhnen Sauls. David liess diese Söhne zusammen mit fünf Enkeln Sauls aus politischen Gründen töten. In 2 Sam 21,1–14 wird Rizpa zur Tora-Lehrerin für König David im Blick auf das Recht Gestorbener auf Bestattung. Anders als Abigail, die David mit Worten vom Weg der Gewalt abbringt, lehrt Rizpa den König durch ihr Tun. Sie geht mit dem Sackgewand als Trauerkleidung zum Feld, auf dem die sieben getöteten Nachkommen Sauls liegen, und wacht schweigend bei den Toten. Damit stellt sie sich deutlich sichtbar der brachialen Gewalt und der Entwürdigung der Getöteten entgegen. (vgl. 304–310) Rizpas wortloses Tun gemäss der Weisung der Tora (Dtn 21,22f.) bestimmt in der Folge Davids Handeln. Er lässt die Hingerichteten begraben.

Nachdem David den Getöteten Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, ist auch Gott wieder ansprechbar und lässt sich für das unter Dürre und Hungersnot leidende Land erbitten (2 Sam 21,14).

Mit ihrem Buch schenkt Luise Metzler den Leserinnen und Lesern einen neuen Blick auf das prophetische Handeln Rizpas – und damit auf das Bild Davids in den Samuelbüchern. Noch mehr beeindruckt ihre theologische Sicht des Rechts Gestorbener auf Bestattung aufgrund der Gottebenbildlichkeit jedes Menschen über den Tod hinaus.

Luise Metzler wurde für Ihre Dissertation am 30. Oktober 2015 in Basel mit dem Marga-Bührig-Förderpreis 2015 für feministisch-befreiungstheologische Arbeiten ausgezeichnet, weil sie für ihre Dissertation mit grossem Engagement die biblischen Traditionen für die Opfer von Gewalt durchkämmt hatte.

Franziska Loretan-Saladin

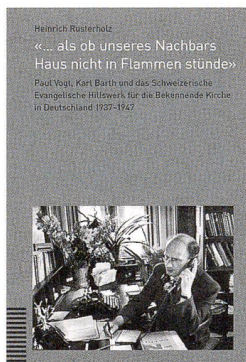
PREIS FÜR
DISSERTATION

Dr. theol. Franziska Loretan-Saladin ist Lehrbeauftragte für Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

¹ Luise Metzler: Das Recht Gestorbener. Rizpa als Toralehrerin für David [= Theologische Frauenforschung in Europa, Bd. 28]. Münster-Berlin (LIT-Verlag) 2015, 448 S. Die Zahlen in Klammern im Text beziehen sich auf dieses Buch.

Als Schweizer Christen sich einsetzten

Flüchtlingsarbeit eines evangelischen Hilfswerks im Dritten Reich



In einem monumentalen Werk beschreibt Heinrich Rusterholz das «Schweizerische Evangelische Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland» von 1937 bis 1947. Herz und Seele dieses Liebeswerks waren Paul Vogt als einsatzfreudiger Leiter und Karl Barth als theologischer Inspirator.

Walter Wolf – Der Titel des angezeigten Buches «... als ob unseres Nachbarns Haus nicht in Flammen stünde» ist einem Memorandum entnommen, das Barth 1937 im Auftrag des noch jungen Hilfswerks verfasst hatte. Der Appell versuchte, die reformierten Schweizer Pfarrer von ihren eigenen Sorgen abzulenken und sie für die Unterstützung der Bekennenden Kirche Deutschlands zu sensibilisieren. Diese engagierte sich gegen den nazistischen Staat und die nazihörige Gegenkirche, die sogenannten Deutschen Christen.

Mehr als 700 Schweizer Kirchgemeinden bekundeten ihre Zustimmung zu Barths Memorandum. In der Folge unterstützten sie das neue «Schweizerische Evangelische Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland». Das Hilfswerk pflegte persönliche Kontakte zu Bekenntnis-Christen in Deutschland und lud im Rahmen seiner Freiplatzaktion Theologen und Laien zu Studien- und Erholungszwecken in die Schweiz ein.

Walter Wolf ist Historiker und Journalist.

Damit war aber bald Schluss. Denn die deutschen Bekenntnis-Christen sahen sich in ihrer Heimat Zwangsmassnahmen wie Ausreiseverbot oder Inhaftierung ausgesetzt. Jetzt musste das Hilfswerk seine Tätigkeit auf die Flüchtlingsarbeit in der Schweiz konzentrieren. Seine Fürsorge galt zunächst Christen und den zum Christentum konvertierten Juden. Doch die Geldbeschaffung erwies sich als schwierig. Deshalb erfand das Hilfswerk den «Flüchtlingsbatzen» – einen freiwilligen monatlichen Beitrag «vieler klei-



Kirchenwahlpropaganda der Deutschen Christen in Berlin 1933.

ner Leute» an den Lebensunterhalt der zu betreuenden Emigranten. Als «Dankesgruss» lieferte das Periodikum «Nicht fürchten ist der Harnisch» Informationen an die Spendenden.

Praxisnahe Partnerschaft

1943 verpflichtete sich das Hilfswerk unter ausdrücklichem Verzicht auf Missionierung zur Fürsorge für weitere 300 Flüchtlinge jüdischer Konfession. Dieser Entscheid zugunsten der vor Deportation geretteten Menschen war zugleich eine prophetisch-aufrüttelnde Kritik an der «Das-Boot-ist-voll-Politik» des Bundesrats und praxisnahe Partnerschaft mit den Behörden, um wenigstens einem Teil der Flüchtlinge Gastrecht zu ermöglichen.

Zur Bewältigung der gestiegenen Arbeitslast wurde ein vollamtliches Flüchtlingspfarramt er-

richtet, das Paul Vogt übernahm. Bis dahin hatte er das Hilfswerk neben seiner Gemeindegarbeit in Zürich Seebach geleitet. Zwei Jahre nach Kriegsende konnte das Pfarramt aufgehoben und das Hilfswerk ins Heks überführt werden.

Von Bedeutung war ferner die Verbindung von caritativem Wirken mit theologischer Arbeit, in deren Zentrum die acht gut besuchten Wipkinger Tagungen über theologische Grundsatzfragen standen. An einer derselben kam es – nicht erstaunlich ange-

«NZZ»: «Der Gefahr, dass man sich beim Lesen darin verliert, steht der Gewinn an Unmittelbarkeit gegenüber.» Fakt ist, dass mit dieser Publikation eine Forschungslücke hinsichtlich der protestantischen Flüchtlingshilfe während der nationalsozialistischen Bedrohung geschlossen werden konnte. Rusterholz' detaillierte Abhandlung ergänzt in idealer Weise das Standardwerk «Rationierte Menschlichkeit» von Hermann Kocher über Flüchtlingsnot und Flüchtlingspolitik der Schweiz (1933–1948) sowie die Biographie von Marianne Jehle über Adolf Keller mit dem Hinweis auf die von ihm und dem Evangelischen Kirchenbund geleitete «Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen» (1919–1939) – Fakten, die im Flüchtlingsbericht der Bergier-Kommission unterschlagen worden sind.

Als Lichtgestalt (ohne dass sie überhört würde) taucht bei der Lektüre die Person von Paul Vogt auf, der sich mit immensem Fleiss, Mut und Ausdauer für die Verfolgten eingesetzt und mit drängender Rhetorik das reformierte Kirchenvolk auferüttelt hat. Obwohl sich Vogt hinsichtlich Persönlichkeitsstruktur und Lebensumständen stark von Dietrich Bonhoeffer unterschied, waren sich die beiden Theologen darin ähnlich, dass sie aus einem tiefen christlichen Glaubensfundus heraus Rechenschaft über ihr engagiertes Handeln ablegten.

Heinrich Rusterholz: «... als ob unseres Nachbarns Haus nicht in Flammen stünde». Paul Vogt, Karl Barth und das Schweizerische Evangelische Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland 1937–1947. TVZ-Verlag, Zürich 2015. 712 Seiten, Fr. 72.–.

sichts des Engagements zugunsten der Juden – zu einer Debatte darüber, wie Johannes 4,22 («Das Heil kommt von den Juden») auszulegen sei. Während Emil Brunner in der Tradition des christlichen Antijudaismus monierte, Joh 4,22 gehöre der Vergangenheit an («kam» statt «kommt»), interpretierte Karl Barth im Bemühen um einen theologischen Neuanfang des Verhältnisses von Christen zu Juden den Bibeltext als gegenwärtiges Geschehen. Über diese Kontroverse wäre es im Hilfswerk beinahe zu einem Bruch gekommen.

Forschungslücke geschlossen

Das Buch von Heinrich Rusterholz basiert auf ebenso umfangreichen wie sorgfältigen Recherchen. Eine Vielzahl von Dokumenten ist in den Text eingearbeitet. Dazu bemerkt die



AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Missio canonica

Diözesanbischof DDr. Felix Gmür erteilte die Missio canonica per 1. November 2015 an:

Lic. phil. *Beat Jung* als Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung der Pfarreien St. Agatha Buchrain-Perlen (LU), Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU) und St. Martin Root (LU);

Pater *Nelson Pappachan Kottiath* OCD als Kaplan in der Pfarrei St. Clara Basel;

Pater *Uwe Augustinus Vielhaber* OP als Kaplan in der Pfarrei Dreifaltigkeit Bern;

Wojciech Maruszewski als Vikar in der Pfarrei Heiliggeist Belp (BE);

Mirjam Furrer als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Leodegar im Hof Luzern.

Ausschreibung

Die auf den 1. August 2016 vakant werdende Pfarrstelle *Johannes der Täufer Walchwil* (ZG) im Pastoralraum ZG I Zug-Walchwil wird für einen Pfarrer oder einen Gemeindeleiter/eine Gemeindeleiterin ausgeschrieben (siehe Inserat).

Interessierte Personen melden sich bitte bis zum 26. November 2015 beim Bischöflichen Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch.

BISTUM CHUR

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte:

Daniel Birrer zum Pfarradministrator der Pfarrei Hl. Marzellus in Gersau (SZ);

Alexandra Dosch, Bischöflich Beauftragte für Fortbildung, zur Präventionskoordinatorin für sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld im Bistum Chur und zum Mitglied des Diözesanen Fachgremiums «Sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld».

Dekret

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder bestimmte zur Mitwirkung am Seelsorgedienst

Diakon *Armando Auf der Maur* in der Pfarrei Hl. Hilarius in Näfels.

Missio canonica

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilte die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) an *Markus Leuthold* als Religionspädagoge in der Pfarrei Hll. Peter und Paul in Stans (NW).

Im Herrn verschieden

Alois Weiss, Pfarrer i. R., Küssnacht a. R.

Der Verstorbene wurde am 28. August 1928 in Küssnacht a. R. (SZ) geboren und am 5. Juli 1953 in Chur zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe wirkte er ab dem Jahr 1954 als Professor am Kollegium in Schwyz, bis er im Jahr 1968 zum Pfarrer der Pfarrei Hl. Sebastian in Immensee (SZ) gewählt wurde. Nach sieben Jahren Amtszeit wechselte er 1975 in den Kanton Zürich, um dort als Pfarrer der Pfarrei Hll. Felix und Regula zu wirken. 1993 trat er in den Ruhestand, den er zuerst in Cham (ZG) und schliesslich im Pflegezentrum Seematt in Küssnacht a. R. verbrachte. Er verstarb am 17. Oktober 2015 in der Klinik St. Anna in Luzern. Die Urnenbeisetzung mit anschliessendem Beerdigungsgottesdienst fand am 24. Oktober 2015 in der Pfarrkirche Hll. Peter und Paul in Küssnacht a. R. statt.

Walter Blattmann, Pfarrer i. R., Maur (ZH)

Der Verstorbene wurde am 5. Februar 1931 in Zürich geboren und am 1. Juli 1956 in Chur zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe wurde er 1957 zum Vikar der Pfarrei Hll. Peter und Paul in Zürich ernannt. Er wirkte in diesem Amt bis 1959, als er für sein Weiterstudium nach Rom umsiedelte. Nach seiner Promotion im Jahr 1963 kehrte er in die Schweiz zurück und wurde mit der Aufgabe des Sekretärs des Generalvikariats Zürich betraut. Nach acht Jahren Amtszeit wurde er 1971 zum Pfarrer der Pfarrei Maria Krönung in Witikon ernannt. Dieses Amt hatte er bis 1998 inne. Von 1998 bis 1999 wirkte er als Pfarradministrator der Pfarrei St. Martin in Zürich. Im Jahre 1999 trat er in den Ruhestand, den er in Maur (ZH) verbrachte. Er verstarb am 13. Oktober 2015 in der Klinik Hirslanden in Zürich. Die Abdankungsfeier fand am 29. Oktober 2015 in der Kirche Maria Krönung in Witikon statt.

Kurs «Das Pfarreisekretariat»

Vom 20. bis 23. September 2016 findet im Antoniushaus Mattli, Morschach, der nächste Einführungskurs für Pfarreisekretärinnen und -sekretäre statt. Er bietet eine praxisnahe Einstiegshilfe, aber auch Vertiefung bereits gemachter Erfahrungen, und richtet sich vor allem an Männer und Frauen, die noch nicht lange auf dem Sekretariat arbeiten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten Kompetenz und Sicherheit in der täglichen Arbeit auf dem Pfarreisekretariat. Im Auftrag der Fortbildungskommission des Bistums Chur wird der Kurs durchgeführt von Alexandra Dosch, Chur, René Dürler, Zürich, Marlies Tondorf, Zürich, Stefanie Wintergerste, Zürich, und Roswitha Zangl Widmer, Gossau (ZH). Die grösseren Pfarreien in den Bistumskantonen erhalten die detaillierte Ausschreibung im Frühjahr 2016. Interessierte können sich jetzt schon melden bei Alexandra Dosch, E-Mail fortbildung@bistum-chur.ch

Chur, 22./29. Oktober 2015

Bischöfliche Kanzlei

BISTUM ST. GALLEN

Im Herrn verschieden

Präfekt Hanswilly Kleger, St. Gallen

Im Vertrauen auf die Auferstehung verstarb am Montag, 5. Oktober, Präfekt Hanswilly Kleger. Er wurde am 10. Juni 1923 in Grub (SG) geboren. Nach der Schulzeit im Heimatdorf und der Matur an der Stiftsschule Engelberg studierte er in Freiburg i. Ü. Theologie und wurde am 13. März 1948 zum Priester geweiht. Hanswilly Kleger war Priester und Lehrer. Er absolvierte eine Zusatzausbildung zum Sekundarlehrer und unterrichtete 37 Jahre lang mit Begeisterung an der «flade» (Katholische Kantonssekundarschule, St. Gallen). Während dieser Zeit und weit über die Pensionierung hinaus wirkte er als Priester und Seelsorger in der Region St. Gallen. Vor allem im damaligen Marienheim (dem heutigen Alterszentrum am Schäfliberg) und an der Kathedrale wurden seine priesterlichen Dienste sehr geschätzt. In der Kathedrale übernahm er über Jahre die Orgelaushilfen. Bis kurze Zeit vor seinem Tod war Hanswilly Kleger, soweit es seine schwindenden Kräfte zulassen, als Priester und Seelsorger im Schäfliberg tätig, wo er auch viele Jahre gelebt hatte. Am Freitag, 9. Oktober, begleitete ihn eine grosse Trauergemeinde zu seiner letzten irdischen Ruhestätte auf dem Ostfriedhof in St. Gallen.

Autorin und Autoren

Dr. Iso Baumer
rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Bodo Bost, Schaffmill 17
L-6778 Grevenmacher
bodobost@hotmail.com
Dr. Franziska Loretan-Saladin
Obergütschstrasse 8, 6003 Luzern
loretan-saladin@bluewin.ch
P.Dr. Christian Rutishauser SJ
Hirschengraben 74, 8001 Zürich
provinzialat.hel@jesuiten.org

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76, PF, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@nzz.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Herausgeberin

Deutscheschweizerische
Ordinarienkonferenz (DOK)

Stellen-Inserate

Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzinserte@nzz.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzabo@nzz.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 169.-
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 98.-

Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-
annahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erscheint jeweils in
der ersten SKZ-Nummer jeden Monats.

**«Kath.ch 7 Tage»
als SKZ-Beilage**

Redaktionelle Verantwortung:
Kath. Medienzentrum, Pfingst-
weidstrasse 10, 8005 Zürich
E-Mail redaktion@kath.ch



Die Pfarrei St. Johannes der Täufer Walchwil im Pastoralraum ZG 1 Zug-Walchwil ist eine lebendige, aktive Pfarrei am schönen Zugersee im Herzen der Zentralschweiz.

Der langjährige, geschätzte Pfarrer geht in Pension. Deshalb suchen wir für die Leitung der Pfarrei auf den 1. August 2016 oder nach Übereinkunft einen

Pfarrer oder eine/n Gemeindeleiter/in (100%)

Es ist Ihnen ein Anliegen, sorgfältige Liturgien zu planen. Ihre Predigten sind gehaltvoll, und Sie bringen Glauben und Spiritualität in den Alltag. Sie pflegen eine feinfühlig Seelsorge, und die Familien- und Jugendpastoral liegen Ihnen am Herzen. Sie sind kommunikativ und sprachgewandt, und Sie integrieren die vielfältigen, freiwilligen Gruppen und Vereine der Pfarrei in Ihre Arbeit. Sie pflegen die ökumenische Zusammenarbeit.

Als Stelleninhaber/in leiten Sie die Pfarrei mit zwei Vollzeit-, mehreren Teilzeitmitarbeitern und über hundert Freiwilligen. Sie sind Mitglied des Pastoralraumteams Zug-Walchwil und fördern die Entwicklung des Pastoralraumes. Die partnerschaftliche und offene Zusammenarbeit zwischen den pastoralen und staatskirchenrechtlichen Behörden ist für Sie und uns eine Selbstverständlichkeit.

Das Wirken und Leben in einer übersichtlichen, multikulturellen Gemeinde mit einer grosszügigen Infrastruktur bietet Ihnen die Möglichkeit, Traditionen zu pflegen und Neues einzubringen. Das aktive und breite Vereins- und Gruppenleben unterstützt Sie bei Ihrer Arbeit.

Wir erwarten von Ihnen eine mehrjährige pastorale Erfahrung als Pfarrer bzw. als Gemeindeleiter/in, als Diakon, als Pastoralassistent/in.

Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige elektronische oder schriftliche Bewerbung bis 26. November 2015 an die Abteilung Personal des Bistums Basel (personalamt@bistum-basel.ch) mit Kopie an den Personalverantwortlichen der Katholischen Kirchengemeinde Walchwil, Obersecki 23, 6318 Walchwil (josef.traxler@bluewin.ch).

Für die Beantwortung von Fragen steht Ihnen der Kirchenratspräsident Josef Traxler (Tel. 041 758 24 06) gerne zur Verfügung. Weitere Informationen können Sie auch unserem Pfarreiprofil auf der Homepage www.kg-walchwil.ch entnehmen.

HONGLER

Lichterglanz bei Hongler Kerzen

November & Dezember:
Weihnachtsausstellung im Laden.
Günstige Kerzen im Kiloverkauf.

Mi 14 Uhr, Sa 9 – 13 Uhr
Führungen durch die
Kerzenwerkstatt.

Kerzenfabrik Hongler
9450 Altstätten SG

Informationen unter
Tel 071/788 44 44
oder www.hongler.ch

seit 1703

**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**

Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14

LIENERT KERZEN

Ihre Pfarrei in einem Film?
Ab CHF 970.-

Bibel-Spielfilm-Projekt mit
Kindern, Jugendlichen oder
Erwachsenen?

lic. theol. Christoph Klein
071 750 06 24
www.kleinfilm.jimdo.com